

(Nachdruck verboten.)

1) Die Brüder Zenganno.

Roman aus dem Zirkusleben.

Von Edmund de Concourt. Deutsch von Signor Domino.

Auf freiem Felde, am Fuße eines Weichbildgrenzpfahls, der sich an der Wegkreuzung erhob, durchschnitten sich vier Straßen. Die erste, die an einem Schloß im modernen Stil Ludwigs XIII. vorüberführte, zog sich in weiten Krümmungen zu dem Gipfel eines steil ansteigenden Berges hinauf. Die zweite, mit Nußbäumen besetzt und nach etwa 20 Schritten in einen gewöhnlichen Feldweg übergehend, verlief zwischen Hügeln, deren Abhänge mit Weinstöcken bepflanzt und deren Gipfel Brachen waren. Die vierte, die sich an Steinbrüchen entlang zog und durch Eisenblechwerk zum Durchsieben des Sandes und rumpelnde Schuttarren auf zerbrochenen Rädern fast gesperrt war, führte über eine Brücke, die von den darüber fahrenden Fuhrwerken dröhnte, zu einer kleinen Stadt, die sich amphitheatralisch auf Felsen erhob und durch einen breiten Fluß abgegrenzt wurde, dessen eine Krümmung, sich durch Obstplantagen hindurchwindend, den äußersten Rand einer Wiese bejunkte, die sich bis zu der Wegkreuzung erstreckte.

Vögel schossen raschen Fluges an dem noch vom Sonnen- gold erglänzenden Himmel dahin, kurze Rufe ausstößend, keine schrille „Gutenachts“. Kühle senkte sich auf die Schatten der Bäume und ein leises Violett auf die Furchen der Wege. Nur noch von Zeit zu Zeit hörte man das Stöhnen einer müden Wagenachse. Ein tiefes Schweigen breitete sich über die weiten Felder aus, die für heut bis zum folgenden Tage vom menschlichen Leben verlassen waren. Selbst das Wasser des Flusses, dessen Wellchen fast nur noch um einen Zweig her, der in sie tauchte, bemerkbar wurden, schien seine rasche Beweglichkeit zu verlieren, und die Strömung, in langsamerem Weiterfluten, sich zu ruhen.

Dann erschien auf der gewundenen Straße, die sich von dem Berg herabzog, unter dem Klirren der Eisenkette eines in Unordnung geratenen Hemmschuhes ein seltsames Gefährt mit einem abgetriebenen Schimmel davor. Es war ein mächtig großer, kastenartiger Wagen mit einem breiten Drangestreifen auf seinem Dach von verrostetem Zink, und vorn mit einer Art kleinem Vorräum, wo ein Stod Eisen, in einem drahtumflochtenen Kofltopf gezogen, an einem kleinen Vorsprung des Daches entlang kroch, der von jedem Stoß des Wagens schütterte. Diesem Gefährt folgte dicht dahinter ein plumper grüner Karren, dessen Kasten, gegen Wind und Wetter sorgfältig überdacht, sich über den Rädern erweiterte und ausbauchte gleich den bedenformigen Klanken der Dampfboote, in denen sich etagenförmig die Betten für die Passagiere erheben.

An der Wegkreuzung sprang gewandt ein kleiner alter Mann mit grauen Haaren und ein wenig unsicheren Händen von dem ersten Wagen, und während er sich anschickte, das Pferd loszuschirren, trat eine junge Frau unter das mit Eisen geschmückte Vordach. Sie hatte über den Oberkörper einen großen karierten Schal geworfen, während ihre Schenkel und Waden, nur mit Trikot bekleidet, wie nackt erschienen. Ihre auf der Brust gekreuzten Hände schoben sich unter einem leichten Schauern der Kühle, das über ihren Nacken lief, langsam zu ihren Schultern hinaus und zogen das Tuch fester um ihren Hals zusammen, während sie, den Körper auf dem einen Bein ruhend, mit dem Fuß des anderen den Takt der Musik bei den täglichen Paradeaufzügen der Gesellschaft schlug. So verharrte sie einige Zeit, den Kopf halb abgewendet und gedankenvoll seitwärts auf die Schulter zurückgelegt, das Profil im Schatten, das Licht auf Stirn und Augenlider fallend, das Bild einer anmutigen Statue, während sie dabei zärtliche Schmeichelnamen, liebevolle Worte an ein Wesen richtete, das noch im Innern des Wagens weilte.

Das Pferd wurde abgeschirrt, die Gabeldeichsel beseitigt, und der Alte setzte mit galanter Sorgfalt einen Tritt an den Wagen, auf dem die Frau herabstieg, nachdem sie ein hübsches Kind im kurzen Hemdchen in ihre Arme genommen: ein Kind, größer und stärker als man Säuglinge zu sehen gewöhnt ist. Sie küßte den Schal und gab ihrem Söhnchen die Brust, dabei auf den rosigen Beinen langsam mit kleinen Schritten vom Platze zuschreitend, begleitet von einer anderen Frau,

die bald den bloßen Körper des Kindchens lieblos, bald sich zur Erde niederbückte, um ein paar Blätter „Sundszahn“ zu pflücken, die einen famosen Salat geben.

Aus dem zweiten Gefährt waren inzwischen Menschen und Tiere ausgestiegen. Zuerst ein heulender Pudel mit halb kahl gewordenem Fell, der vor Entzücken darüber, auf festem Boden zu sein, vor allem eine furiose Jagd auf seinen Schwanz anstellte. Dann ein paar Fühner, die sich sofort mit freudigen Flügelschlägen auf den Wagen schlangen. Weiter ein Jüngling, dessen Matrosenjacke über einen Körper ohne Hemd geknöpft war und der sich quer über die Felder hin verlor, auf Abenteuer ausgehend. Nach ihm kam ein Koloz zum Vorschein mit einem Halse so dick wie der Kopf, und der anstatt an der Stelle der Stirn ein krauses Wollgebüsch aufwies. Dann ein armer Teufel in dem schäbigsten Ueberzieher, der je von einem menschlichen Wesen getragen worden, und damit beschäftigt, ein Restchen Tabak aus einer Papiertüte zu schnupfen. Schließlich, als der Karren schon leer schien, noch eine drollige Persönlichkeit, deren Mund sich infolge der Ueberbleibsel einer schlecht weggewischten Malerei bis zu den Ohren auszudehnen schien. Lang gähmend mit diesem Munde, reckte er sich, sah dann den Fluß, verschwand in das Innere des Wagens und erschien wieder mit dem Gerät zum Fischen von Krebsen versehen.

Bald laufend, bald Rad schlagend, gelangte diese groteske Persönlichkeit, die mit einem gänsefot-farbenen Kittel mit schwarzen Arabesken und ausgezackten Rändern bekleidet war, an das Ufer des Flusses. Eine alte Weide neigte sich dort über den Wasserspiegel, von der nur noch die eine Seite vorhanden war, mit Adern und Ringen wie von einem Baum aus grauem Stein, in der Höhlung grünes Moos und Hausen braunen Moders: — eine alte Weide, deren Wipfel noch lustig grüne Zweige und junge Sprossen trieb, dicht umschlungen von Windenranken. Unten hatten die Tritte der Fischer den Rasen auf den vielbenutzten Stellen wie zu Stufen einer kleinen Treppe angetreten. Der Bajazzo glitt platt auf dem Bauch liegend heran, und über die spiegelnde Wasserfläche gebückt, in welcher sich die Lehmfarbe des Ufers und das Braunrot des Wurzelwerks sehr bald in dem Blau des tiefen Bettes verlor, jagte sein bizarres Bild eine Herde von Fischen in die Flucht, welche verschwanden wie dunkle Pfeile, getragen von schimmernden Flossfedern.

Die Mutter, ihr Kind an der Brust, betrachtete unter den länger werdenden Schatten auf dem Fluß die Sonne, die fern am Horizont sank und an einem Punkt der Strömung einen wirbelnden Glutstreifen bildete; betrachtete die Wellchen, wie sie dahin rollten und verrannten, und das Azurblau des Himmels und das Purpurrot des Sonnenunterganges; betrachtete mit starren, sinnenden Blicken das rasche Dahinhuschen und rasche Umherkrabbeln der langbeinigen Spinnen auf der spiegelnden Fläche . . . mit jeweiligem leichten Zittern der Nasenflügel den Duft der Weienblumen einatmend, den eine leichte Brise, die sich soeben erhob, herbeiwachte.

„Geda, „Kopfnuß“, an den Kochosen!“

Es war die Bahstimme des Hercules, der, inmitten des Angers auf einer Kiste sitzend, die Füße in pelzverbrämten Ritterstiefeln steckend, mit dem Gebaren großer Sorgsamkeit und eines unendlichen Wohlbehagens Kartoffeln schälte.

Die als die „Kopfnuß“ bezeichnete Frau begab sich zu dem Wagen zurück, gefolgt von der Mutter des Kindes, welche sich der Vorbereitung des Abendbrotes widmete: schweigend, nichts selbst anrührend; wortfarg ihre Befehle gebend, fast als geschehe es in einer Pantomime.

Der Alte mit den grauen Haaren, der unterdes die beiden Pferde an einem Haun festgebunden hatte, zog jetzt eine scharlachne Husarenjacke mit brandenburgischer Uniformver- schmückung und Besatz von Silberschnur über, nahm eine Gieß- kanne und entfernte sich damit auf dem Wege nach der Stadt.

Das Blau des Himmels war matt geworden, fast farblos, mit einem blassen Gelb im Westen, einem blassen Rot im Osten, und einige langgestreckte Wolken von dunklem Braun streiften zebraartig den Zenit wie mit Worten von Bronze. Von dem fahler werdenden Himmel herab senkte sich unmerklich jener leichtgraue Schleier, der in den noch vorhandnen Tag allmählich die Unsicherheit in der Erscheinung der Dinge

hineinträgt, sie zweifelhaft und unbestimmt macht, die Formen und Umrisse der entschlummernden Szenerie in der Dämmerung verschwimmen läßt; jenes melancholische, sanfte, allmähliche Ersticken des Lebens des Lichtes. Nur in der kleinen Stadt mit den bleichen Häusern erglänzte die Laterne am Ende der Brücke noch von dem Strahl des Tagesgestirns, das sich in ihrer Scheibe spiegelte; aber schon hob sich das Dach der großen Kirche mit den schmalen Bogenfenstern in dunklem Violett vor dem fahlen Silber des Sonnenunterganges ab. Dann erschien das Feld nur noch als ein unbestimmter Raum. Dann war der Fluß, der allmählich ein dunkles Grün, dann eine schieferfarbene Lösung angenommen, nur noch ein Murren ohne Farbe, in welches die Schatten der Bäume große dunkle Flecken wie von chinesischer Lusche warfen.

Währenddem hatte man die Vorbereitungen zum Abendbrot eifrig betrieben. Ein transportabler kleiner Kochofen war herbeigebracht und auf der Wiese nahe am Fluß aufgestellt worden. Jemand etwas kochte auf demselben im Verein mit den Kartoffeln, die der Herrliches geschält hatte. Drei- oder viermal hatte der Bajazzo einige Krebse in einen Kessel geworfen, die hineinfallend, an den kupfernen Wänden ein krabbelndes und plätscherndes Geräusch machten. Der Alte in der Sujareniade lehrte aus der Stadt zurück, seine Gießkanne mit Wein gefüllt. Die „Kopfnuß“ setzte einige defekte Teller auf den Teppich, auf dem die Gesellschaft sonst ihre Künfte zum Weiten zu geben pflegte, und um den Teppich herum lagerten sich, bequem hingestreckt und ihre Messer aus den Taschen hervorholend, die männlichen Mitglieder der Truppe.

Nacht folgte dem dahingestorbenen Tage. Nur noch ein flammender Punkt spiegelte sich fern in der Fensterscheibe eines Hauses am Ende der Hauptstraße der Stadt.

Plötzlich trat aus dem Dunkel eines der Gärten der junge Mann hervor, die Brust nackt, in seine geöffnete Matrosenjacke ein sich sträubendes Tier einhüllend. Bei dem Anblick des Tieres erhellte eine leichte Freude, fast ein Ausdruck der Grausamkeit das Gesicht der Frau im Trikot; sie schenkte sich für einen Augenblick früherer Dinge zu erinnern und ihre Gedanken ihr Bilder aus ihrer Vergangenheit zurückzurufen.

„Lehm!“ befahl sie, in die Hände klatschend und mit einer tiefen Atmestimme, einem Alt in seltsamen, ein wenig vibrierenden Rehlönen.

Dann sah man sie mit einer lakonenartigen Geschwindigkeit, ohne sich an den Stacheln zu verletzen, den lebenden Fael den ihr der Jüngling darreichte, in einen Kloß von Lehm einhüllen, während der Alte ein mächtiges offenes Feuer von trockenen Zweigen entzündete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tanzende und heulende Derwische.

Von Dr. Adolf Geh.

Wer zum ersten Mal die Grande Rue de Péra, die Hauptstraße des europäischen Viertels von Konstantinopel passiert, glaubt sich auf einen Rasenball verfehlt. Da gehen französische Nonnen in riesigen, schifförmigen Hauben neben einem spanischen Jesuitenpater in braunem Mantel; ein vornehmer Türke mit rotem Fez unterhält sich mit einem stattlichen Rabbi der spanischen Juden. Griechische Mönche in langem schwarzen Rock und mitraähnlicher Mütze streben ihrer in der Nähe gelegenen Kirche zu. Türkische Matrosen mit rotem Kragen und breiter Schärpe nehmen die Sehenswürdigkeiten der Läden in Augenschein. Hier jagt die Pferdebahn mit schmetterndem Hornsignal durch eine Schaar erschreckter Truthühner; dort leiert ein griechischer Bettler in rundem Hut und Schaffelmantel seinen monotonen Gesang herunter. Ausjähige mit verkrüppelten Gliedmaßen rutschen durch den Straßenschmutz; eine Wahrsagerin greift nach der Hand eines Passanten; im Schlaf gestörte Hunde schnappen ärgerlich nach den Beinen des Fremden, der über sie stolpert. Saumpferde, -Esel und gebückte Lastträger suchen behutsam ihren Weg, während auf Gummirädern eine Equipage mit verschleierteu Hörensdamen und einem einuogischen Vorseiter an ihnen vorbeihüft.

Am Südbende der Straße, zwischen der deutschen Schule und dem Klubhause Teutonia lehnen an einem Toreingang ein paar interessante Gestalten. Das lange Mönchsgewand und die hohe kegelförmige Mütze über blauen, schwarzumrahmten Bügen lassen auf einen ägyptischen Magier oder dergleichen schließen. Dazu paßt auch der finstere Blick und die brutale Gaunerphysiognomie des einen — weniger die weltfremden Augen und das Asketenlächeln seines Gegenüber.

Die beiden Derwische vom Orden der Mevlevi, die hier als lebende Reklame vor ihrem Kloster stehen, geleiten den Besucher über einen stillen Hof mit uralter Platane zum Telle (Kloster)

einem schlichten altersgrauen, zweistöckigen Bau mit säulengestützter Kuppelhalle, in der die Zeremonie stattfindet. Unten und oben läuft eine Galerie für die mohammedanischen Gäste — die Frauen hinter einem Gitter — und für die Fremden. Dem Eingang gegenüber, vor der Gebetnische, host der Scheich, ringsum 18 Derwische in langen schwarzen Gewändern, die hohe gelbbraune Filzmütze auf dem Kopfe.

Auf dem Chor beginnt der Küster mit nieselnder Stimme eine Art Liturgie, dann folgt unten ein dreimaliger Rundgang um den Platz vor der Gebetnische. Voran der Scheich im grünen Turban, hinterher die Mönche. Jeder verneigt sich erst vor der Nische, dann vor dem stehengebliebenen Vordermann. Eine primitive und doch feierliche Musik in Roll, $\frac{1}{2}$ -Takt; drei lange Holzflöten und vier mit Leder überzogene Kupferbeden, die mit Trommelstöden geschlagen werden, begleiten die gemessenen Schritte der Derwische. Dann wird das schwarze Obergewand abgelegt, grüne Röcke kommen zum Vorschein, Flöten und Trommeln setzen aufs neue ein, dazu ein monotoner Gesang, lauter Rehlaute, — und der eigentliche Tanz beginnt. Die Derwische kreuzen die Arme über der Brust, verneigen sich vor dem Scheich und drehen sich zuerst langsam, dann immer schneller um sich selbst und gleichzeitig im Kreise. Nach dem Passieren der Gebetnische werden die Hände an die Schläfen gelegt, dann aufs Herz, hierauf die Arme in Schulterhöhe seitwärts ausgestreckt, die rechte Handfläche nach oben, die linke nach unten. In dieser Haltung dreht sich alles im Kreise und um sich selbst. Die Arme bilden das Schwungrad, der Körper die Welle. Die grünen Röcke stehen fast horizontal, wie bei einer Balletttänzerin.

Dieser Teil der Zeremonie dauert über eine halbe Stunde, Jemand welche Wirkung auf die Ausübenden ist nicht wahrzunehmen. Niemand taumelt oder weicht auch nur einen Schritt von seiner bestimmten Bahn ab. Es ist, als drehten sich dort keine Menschen, sondern Marionetten. Offenbar sind keine Reulinge unter den Derwischen. Nur bei einigen verrät das visionäre blasse Aussehen die physiologische Wirkung des Drehens. Sobald die Musik verstummt, steht alles still, küßt den Scheich und sich gegenseitig und verläßt in feierlich langsamer Prozession den Saal. —

Aufregender als dieses Auge und Ohr angenehm berührende religiöse Ballett wirkt die Andachtsübung der sogenannten heulenden Derwische, der Rufaija in der Nähe des großen Friedhofes in der Vorstadt Stutari. Ein niedriges Holzgebäude mit säulengestütztem Innenraum erweckt zunächst keine besonderen Erwartungen. Fünf grün bedeckte Särge am Eingang enthalten die Ueberreste früherer Scheichs. Die Gebetnische ist mit zwei uralten zerkernten Fähen — der Orden stammt aus dem Jahre 1182 — alten Waffen, Säbeln, Keulen, Morgensternen usw. dekoriert, der Innenraum, statt mit kostbaren Teppichen mit simplen Schaffellen belegt; an der Decke hängen tambourinähnliche Schellentrommeln, die an Festtagen benutzt werden. Zum Kostüm dieser Derwische gehört eine halbhohle Mütze aus weißem Filz, die mit einem schwarzen Turban umwickelt ist. Der Scheich trägt unter dem schwarzen Rock ein langes, blaues Gewand, der Küster ein rotes.

Außer den Derwischen nehmen an den Übungen noch andere Personen teil, die nicht im Verbands der Derwische leben, sich aber zu ihren Lehren bekennen. Neben dem Scheich kniet zum Beispiel ein reicher Pascha, der dem Kloster große Stiftungen gemacht; mitten unter den Mönchen tanzt ein herkulisch gebauter riesiger Mohr, türkischer Jägeroffizier und aktives Mitglied der heulenden Derwische.

Etwa eine Stunde lang dauert hier zunächst der übliche mohammedanische Gottesdienst, dessen gesundheitliche Wirkung man an dem blühenden Aussehen 70- und 80jähriger Greise immer aufs neue konstatiert. Dieser Gottesdienst, mit seinen systematischen Leibesübungen, ist entschieden einer der gesündesten, die es gibt.

Erst nach unendlich oft wiederholtem Niederknien, Sichverbeugen, Wiederaufstehen, abermals niederknien, den Boden mit der Stirn berührend, Gebete murmelnd usw. beginnen die eigentlichen Übungen der Derwische. Sie bestehen im wesentlichen in Freiübungen, Kumpfbeugen und -Strecken, Füße seitwärts stellen, Liebertreten von einem Fuß auf den anderen, unter ständigem Anrufen Allahs und Verneigen vor den beiden Schuhengeln. Alles geschieht rhythmisch, aber ohne Musik. Allmählich werden die Übungen schneller und komplizierter. Der Unterleib wird krampfhast vorgestreckt und wieder eingezogen; der Oberkörper in den Hüften gewiegt, dabei der Kopf unter Drehungen stets auf die entgegengesetzte Schulter geworfen und hierzu noch gesprungen. Diese vertrackten Bewegungen werden unzählige Male immer schneller im Takt wiederholt. Allmählich nehmen die Gesichter einen verdächtigem Ausdruck an; der Leib zuckt jetzt schon ganz mechanisch, der Atem geht schwer, man hört ihn pfeifen. Oberrock und Mantel sind längst abgelegt, die Derwische sind in weißen Kappchen, der mitanzende Scheich im blauen Gewande. Am wildesten und ekstatischsten gebärdet sich der Mohr, der Jägeroffizier. Seine Bewegungen sind heftiger als die der anderen; sein Beten inbrünstiger. Einmal schlägt er mit dem Kopf gegen eine Holzsäule — und tanzt weiter.

Neben ihm hüpf und springt, wie ein Zirkeln auf der Weide, ein 10—12jähriger Knabe, der Sohn des Scheich, und die Troddel auf dem kleinen Fez schlenkert genau so eifrig hin und her, wie Papas Turban.

Wäre das Kind nicht, — die entsetzliche Spannung und der

Drud, die auf den europäischen Zuschauern lasten, mühten in hysterischem Geschrei oder Tobjucht explodieren. Diesen stundenlangen Attaden auf das Gefühl ist schließlich niemand gewachsen — mit Ausnahme vielleicht jener blonden englischen Nix, die drüben kühl den blauen Schleier küßt.

Endlich hört das wahnstünne Springen auf. Feierlicher Ernst liegt auf allen Gesichtern. Allah ist zugegen. In den Scheich ist Allahs Odem eingegezogen; ihm werden Kranke zugeführt, die er anhaucht. Kleidungsstücke werden gesegnet; Erwachsene und Kinder legen sich mit dem Gesicht nach unten platt auf den Boden; der Scheich schreitet auf ihren Leibern dahin, und die lebens- und segenspendende Kraft geht in die Gläubigen über. —

Es ist ein eigen Ding um den Menschen und seinen Glauben. Die Anschauung, daß bestimmte „Leistungen“ das höchste Wesen zum Erscheinen zwingen, ist so alt, wie der Glaube an dieses Wesen selbst. Vom Brandopfer Abrahams bis zur Gesundheitskur in Berlin W., vom Tibetaner, der seine Gebetmühle dreht, bis zum tanzenden und heulenden Dervisch ist ein weiter Weg; aber schließlich liegt doch überall dieselbe Anschauung zu Grunde. Patriere und Flagellanten, Penitents in Nordamerika und Chlysty in Rußland wollen ungefähr dasselbe. Und wenn die roh-sinnliche Anschauung überwunden ist, wird die Geißel des Flagellanten zur Neue, mit der der Gläubige sich die Seele zermartert, und das schwindel-erregende Drehen der Dervische zum circulus vitiosus der Erbünde.

Kleines feuilleton.

ist wollene, baumwollene, seidene oder leinene Kleidung dem Menschen am dienlichsten? Der Kalender mahnt uns, auch wenn die Sonne im Oktober noch warm herniederstrahlt, mit unerbittlicher Strenge, daß die Zeit naht, in der auch der nicht verdöhlte Mensch die leichte Kleidung des Sommers mit wärmerer Umhüllung vertauschen muß, und es entsteht die Frage, welche Kleidung uns am dienlichsten ist. Unsere Kleidung verschafft uns nicht nur eine gewisse notwendige Behaglichkeit, sondern sie bedeutet eine ganz erhebliche Ersparung an Nahrungsmitteln. Gingen wir unbelleidet, so gäben wir eine große Menge Wärme an unsere kühlere Umgebung ab, diese verlorene Wärme könnte unser Körper aber nicht entbehren, sondern wir müßten sie wiederherstellen, und zu diesem Zweck müßten wir viel mehr Nahrung aufnehmen, als unser Körper ohne Wärmeabgabe erfordert. Denn im Körper gehen mit der Nahrung Prozesse vor sich, bei denen Wärme entsteht, und dies ist ein wesentlicher Zweck der Nahrungsaufnahme. Justus v. Liebig sagte, wenn wir in unserem Klima unbelleidet gingen, so würden wir mit Leichtigkeit ein halbes Kalb und einige Dugend Talgkerzen verzehren; das mag ja wohl etwas übertrieben sein, aber sicher müßten wir unbelleidet etwa zwanzig Prozent mehr Nahrung aufnehmen als so. Die Stoffe, mit denen wir uns zu bekleiden pflegen, sind schlechte Wärmeleiter, d. h. sie behindern die Abwanderung unserer Wärme an die kalte Luft, und sie sehen dieser Wanderung einen um so größeren Widerstand entgegen, in je dickeren Schichten sie von uns getragen werden. Das wird ja auch praktisch durchgeföhrt, indem die Winterleider wohl aus ähnlichen Stoffen angefertigt werden, wie die Sommerleider, aber dider getwebt sind als diese. Hier tritt nun eine Verschiedenheit des Nutzens der verschiedenen Gewebe zutage. Es hat sich herausgestellt, daß zwar eine gleich dicke Schicht von Wolletrikot, leichtem Wollflanell, Baumwolltrikot, Seidentrikot und Leinwand der Wärmeabwanderung den gleichen Widerstand entgegensetzt, aber diese gleich dicken Schichten verschiedener Stoffe haben recht verschiedene Gewichte. Tausend Quadratmeter von 4½ Millimeter Dide wiegen bei Wollflanell 38,9 Gramm, bei Wolletrikot 50,2; bei Baumwolltrikot 93,3; bei Seidentrikot 100,9; bei Leinwand 183,9. Selbstverständlich ist jede unnütze Belastung des Körpers zu vermeiden, und wenn uns 89 Gramm Wolle ebensoviel Wärme konsewieren, das heißt Nahrung ersparen, wie 101 Gramm Seide oder 184 Gramm Leinwand, so werden wir natürlich den Wollflanell für die praktischste Kleidung erklären. Dazu kommt, daß wir durch unsere Haut fortwährend Kohlensäure abgeben. Zu unserer Behaglichkeit ist es notwendig, daß diese abgegebene Kohlensäure mit möglicher Beschleunigung von der Körperoberfläche entfernt werde. Nun bildet ja die Kleidung ein Hindernis für die Wegführung der Kohlensäure, aber gegenüber dem Nutzen der Kleidung müssen wir diese Unbequemlichkeit eben in den Kauf nehmen, nur werden wir eine solche Kleidung bevorzugen, die bei gleicher Wärmewirkung der abziehenden Kohlensäure die geringste Schwierigkeit in den Weg stellt, und das ist wiederum der Wollflanell. Unter gleichem Drud wandern in einer Minute bei gleicher Dide des Stoffes durch glatte Baumwolle 0,207 Liter Gas, durch Trikotstoff 1,027 Liter, durch Wollflanell 1,133 Liter. Noch ein dritter Punkt ist von Wichtigkeit. Unsere Haut sondert außer der Kohlensäure fortwährend kleine Schweißtröpfchen ab, und auch sie müssen schnell entfernt werden, sollen sie uns nicht unbehagen werden. In dieser Beziehung werden wir also demjenigen Stoff den Vorzug geben, der dem entstandenen Schweiß den leichtesten Abzug gestattet. Nun bilden alle unsere Kleidungsstoffe ein Gemisch aus festem Körper und Luft, die sich in den Poren des festen Körpers befindet, aus dem das Gewebe hergestellt ist. Der Schweiß verbindet sich so gut wie gar nicht mit der eigentlich festen Substanz des Gewebes, er entfernt sich vielmehr wesentlich

durch die Poren der Kleider. Da wird also, wie man leicht einseht, derjenige Stoff der beste sein, der die meiste Luft in sich enthält, weil er dem Schweiß den besten Weg zur Entfernung bietet. Flanellgewebe besteht aber aus 9 Raumteilen Wolle und 91 Raumteilen Luft, Trikotgewebe setzt sich zusammen aus 17 Raumteilen festen Stoffes und 83 Raumteilen Luft, und es ist dabei gleichgültig, ob es sich um ein Trikot aus Seide, Wolle, Baumwolle oder Leinwand handelt. Die verschiedenen Tucharten enthalten 20 Raumteile Stoff und 80 Raumteile Luft, glattgewebte Baumwolle und Leinwand endlich werden gebildet aus 48 Teilen fester Bestandteile und 52 Teilen Luft; also auch hier bietet der Wollflanell die günstigsten Bedingungen. Zugleich lehrt diese Zusammenstellung, daß nicht derjenige Kleiderstoff der Wärmeabgabe den größten Widerstand entgegensetzt, der relativ am meisten Gewebe und am wenigsten Luft enthält, wie auch andererseits die Leichtigkeit der Kohlensäureabgabe nicht direkt von diesem Verhältnis abhängt. Schließlich muß man berücksichtigen, daß der Schweiß zwar zum Teil verdunstet, zum Teil aber auch die Poren verstopft, und die solhergestalt verstopften Poren sind dann für die weitere Entfernung von neu entstandenem Schweiß nicht mehr so wertvoll. Aus diesem Grunde muß untersucht werden, wie viele Poren der einzelnen Gewebearten sich durchschnittlich mit Schweiß anfüllen, und dabei hat sich herausgestellt, daß, gleiche Zeitdauer der Prüfung vorausgesetzt, von Schweiß frei bleiben bei Wolle 74 Proz. aller Poren, bei Baumwolle 73 Proz., bei Seide 60 Proz. und bei Leinwand 49 Proz. Also auch hier gebührt der Wolle der Vorzug; wenn sie in dieser Rücksicht nur einen geringen Vorzug vor der Baumwolle besitzt, so hat sie doch immerhin einen Vorrang auch vor ihr. Wir kommen bei Berücksichtigung aller in Frage kommenden Umstände und Bedingungen zu dem Endergebnis, daß der Wollflanell dasjenige von allen zurzeit existierenden Geweben ist, das nach allen hygienischen Rücksichten die dem Menschen zu-träglichste Bekleidung liefert. —

Literarisches

Das Jubiläum des „Nürnbergers Trichters“.
Am 1. November wird in Nürnberg der 800. Geburtstag eines Mannes gefeiert, den die alte Reichsstadt an der Pegnitz in die Schar ihrer vielen berühmten Männer eingereiht hat. Es ist Johann Philipp Harsdörfer, der Schöpfer einer literarischen Gesellschaft, die noch heute besteht. Er ist es auch, auf den die berühmte Redensart vom „Nürnbergers Trichter“ zurückgeht. Unter seinen mehr als 50 Bände füllenden Schriften befindet sich auch ein merkwürdiges, 1647 erschienenes Buch „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache in 6 Stunden einzugleichen“. Dieses Buch hat die Veranlassung zu der genannten Redensart gegeben. Im Jahre 1644 gründete Harsdörfer den „Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz“, eine Art literarisches Kränzchen, das sich die Pflege der Dichtkunst zur Aufgabe machte. Aber seine Mitglieder verrichteten keine besonders hervorragenden Taten. Höher sind ihre Verdienste um die Reinigung der deutschen Sprache anzuschlagen, die ebenfalls Zweck dieser Vereinigung war. Die „Pegnitzschäfer“, wie sie sich nannten, frönten hauptsächlich der dem damaligen Zeitgeschmack entsprechenden geizierten Hirtenpoesie, bei ihren Zusammenkünften, die meistens in einem Hirtenhain stattfanden, verkleideten sie sich als Schäfer und riefen sich gegenseitig mit angenommenen Dichternamen. Der erste „Dichtershain“ ist nicht mehr aufzufinden, aber der zweite existiert noch. Es ist der Trichain bei Krattshof, ein herrlicher Park, in dem früher labyrinthartige Laubgänge angelegt waren. Jeder Pegnitzschäfer hatte in dem Hain eine kleine Hütte, in die er sich zurückzog, wenn er das Bedürfnis empfand, mit seiner Muse allein zu sein. Der Hain, der 1678 von der Gesellschaft erworben wurde, befindet sich noch heute in deren Besitz. Alljährlich wird dort das sogenannte Trichainfest begangen. — Aus Anlaß dieses Jubiläums wird im Germanischen Museum in Nürnberg eine Ausstellung von den Werken Harsdörfers und der auf ihn und seine Bestrebungen bezüglichen Schriften usw. veranstaltet.

Kunst.

Ein „heiterer Vortragsabend“ ludte uns am Mittwoch in den Festsaal der „Schlaraffia“ am Endeplatz. Was es oft mit solchen Veranstaltungen für eine Bewandnis zu haben pflegt, weiß man ja: belanglose Vortragstücke, mittelmäßige Interpretationen. Diesmal hieß der Rezitator Fritz Richard. Daß er sich eines guten Rufes als denkender Schauspieler und hegehrter Charakterdarsteller erfreut, war uns nicht unbekannt. Wenn wir aus diesem Grunde unsere Erwartungen an seine Vortragskunst höher gespannt hatten, so fanden wir uns nicht getäuscht. Fritz Richard erfüllt, was er verspricht. In einer gewinnenden Erscheinung des Auftretens kommt eine hoch ausgebildete Sprechkunst, die alle Register beherrscht, die stimmungsvoll malen und plastisch bilden kann. So wie Richard reden die Leute Oesterreichs, und solche eindrucksvolle Mimik unterstützt das, was sie spricht und doch drastisch erzählen. Der Vortragende bot vorzugsweise Stücke aus der reichen Dialektliteratur seiner österreichischen Heimat. Und er tut recht daran. Dort liegt seine Stärke; dort entwickelt er eine wohlthuende Wärme und köstliche Heiterkeit, und der Zuhörer bekommt den Eindruck, als wandle er mit dem Vortragenden unter seinen niederösterreichischen, tyroler und steiermärkischen Volksgenossen selber. Schließlich ist das der höchste Triumph der Vortragskunst. Das Stück urechtes Volkstum, das

die Dichter in ihren bald heiteren, bald auch sunnboll-ernsten Schöpfungen liebevoll umschlossen haben, soll uns anheimelnd umweben in Speerhythmus und Geste. Fritz Richard trug Vers- und Prosadihtungen von Rudolf Greinz, Peter Rosegger, Marie Ebner v. Eschenbach, aber auch einige Sachen norddeutscher Humoristen vor. „Die Erdbeerfrau“ der Ebner wurde liebevoll interpretiert, die naturwahre Schilderung einer „Einrichtung“ von Stefan Großmann, dem Feuilletonisten der Wiener „Arbeiterzeitung“ wurde mit allem drum und dran zu durchschlagender Wirkung gebracht. Man darf wünschen, Fritz Richard öfter auf dem Podium zu begegnen.

Medizinisches.

kfg. Appetit und Kaffee. Der Kaffee verlegt den Appetit, und zwar wird das Genußbedürfnis auf Kaffee selbst schon nach einer auffallend kurzen Zeit und schon nach einer verhältnismäßig geringen Menge Kaffee gestillt, wie uns Dr. Wilhelm Sternberg (Berlin) in der „Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie“ auseinandersetzt. Dabei ist es auffallend, daß diese Wirkung sogar ziemlich lange anhält. Die Verführung zu übermäßiger Fortsetzung nach dem Genuß besteht also beim Kaffee nicht wie beim Alkohol. Daher kommt es auch, daß eine Gewöhnung nicht so leicht eintritt, ein weiterer Vorzug vor dem Alkohol und Morphinum. Wie bei allen Reizmitteln läßt auch beim Kaffee und Koffein allmählich die Wirkung wohl etwas nach, aber nicht in erheblichem Maße. Außerdem befriedigt auch der Kaffeegenuß das Bedürfnis nach anderen Nahrungsmitteln. Kaffee ist also ein unwahrer Freund des Menschen, der mit Vorpiegelung falscher Tatkoden arbeitet. Er „verdirbt, verlegt“ den Appetit, er „zehrt“, wie der Volksmund sagt, aber nicht in vorteilhafter Weise.

Technisches.

Neue Eisenbahn- und andere Rekorde. Bei allen Verkehrsmitteln, die mit Dampf betrieben werden, spielt außer der Geschwindigkeit, der Betriebssicherheit, Bequemlichkeit und derartigen Rücksichten der sogenannte Aktionsradius eine große Rolle. Diese Bezeichnung wird hauptsächlich von Schiffen gebraucht und gibt an, wieviel Seemeilen ein Dampfer zurücklegen kann, ohne daß ihm die Kohle ausgeht. Der nämliche Begriff läßt sich selbstverständlich auch für Lokomotiven gebrauchen, wobei es sich außer der Kohle noch um das Wasser handelt. Unter einem Aktionsradius einer Lokomotive würde man also die Strecke zu verstehen haben, die sie mit einem Zuge von bestimmter Last zurücklegen kann, ohne einmal zur Wasser- bzw. Kohlenaufnahme halten zu müssen. Auch einem technisch nicht durchgebildeten Verstande wird es einleuchten, daß eine Steigerung der Leistungsfähigkeit der Lokomotiven nach dieser Richtung von außerordentlicher Bedeutung und ein Merkmal für die Vervollkommnung dieser Maschinen überhaupt ist. Die größten Erfolge in dem nonstop-run, wie es in englischer Sprache heißt, sind wohl in Amerika erzielt worden, wo bei der Durcheinanderweiter Strecken von geringer Besiedelung die Vermeidung unnützer Stationen sich besonders empfiehlt, während beispielsweise auf den deutschen Eisenbahnen ein weiterer Fortschritt in dieser Beziehung weniger Augen haben würde, weil die Züge doch fast auf jeder Strecke in Zwischenräumen von etwa 2-300 Kilometer auf eine bedeutende Stadt treffen. Ein neuer Rekord der längsten Fahrt ohne Aufenthalt scheint jetzt jedoch in England aufgestellt worden zu sein. Bisher hielt den Rekord ein Zug auf der Großen Westbahn von London nach Plymouth, der diese Entfernung von 365 Kilometer ohne Aufenthalt in der Zeit von vier Stunden und fünf Minuten, also mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde, durchfahren hatte. Jetzt ist diese Leistung, wie die Wochenschrift „English Mechanic“ meldet, um einen erheblichen Betrag geschlagen worden durch den Sonderzug, der von London aus die Strecke bis nach Fishgard in Süd-Wales, wo der Anschluß an die Dampfer nach Irland erfolgt, in einer Fahrt zurückgelegt hat. Diese Entfernung beträgt 421 1/2 Kilometer; die Geschwindigkeit war freilich etwas geringer als bei der vorigen Fahrt, weil im südlichen Wales große Steigungen zu überwinden sind, während die Linie von London nach Plymouth eine der besten und bequemsten ganz Englands oder der ganzen Welt ist. — Gleichzeitig wird ein neuer Rekord des Kraftwagens gemeldet, der jetzt auf 204 Kilometer in der Stunde steht. — Allerdings ist mit dieser Geschwindigkeit ein Wagen glücklicherweise noch nie eine ganze Stunde lang gefahren, vielmehr beruht diese Angabe mehr auf Rechnung, indem nämlich der betreffende Motorwagen die englische Meile in 28 Sekunden durchmah. Der Schaulay dieser Leistung war ein Ort in Florida, während als der bisherige Rekord auf europäischem Boden eine Fahrt in Ostende gilt, bei der ein Kilometer in 19 Sekunden durchfahren wurde, was 188 Kilometer pro Stunde ergibt.

Humoristisches.

Humor des Auslandes.

— Ein Spaziergänger wurde durch schaurige Schreie angelockt, die aus einem kleinen, nicht weit von der Landstraße gelegenen Hause kamen. Glänzend dorthin laufend, entdeckte er, daß ein kleiner Knabe eine kleine Silbermünze vermischt hatte und daß seine Mutter, die nicht wachte, was sie tun sollte, sich in höchster Aufregung befand. Der Fremde ergriff den kleinen Burschen bei den Hüften, hielt ihn hoch und schüttelte ihn ein paarmal, worauf die

Münze halb auf den Fußboden fiel. „Well, Mister.“ sagte die dank-erfüllte Mutter, „Sie verstanden das aber, das Geld herauszutreiben. Sind Sie Doktor?“ — „Nein, Madame,“ entgegnete der Fremde, „ich bin Steuerrevisor.“ („The Argonaut“.)

— Hauptmann Fizzletops hatte sich vor der schmerzlichen Notwendigkeit geliebt, seinem Sohne Johnny eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Nach getaner Arbeit sprach er streng zu seinem Opfer: „Und nun sage mir, warum ich Dich gezüchtigt habe?“ — „So ist's recht,“ schluchzte Johnny, „erst prügelst Du mich beinahe zu Tode, und dann weigst Du nicht mal, warum Du's getan hast.“ („Tit Bits“.)

Notizen.

— Georg Engels, unser bester Lustspieldarsteller, ist nach kurzer Krankheit Donnerstagnachmittag plötzlich gestorben. Was der Künstler, der am 12. Januar 1846 in Altona geboren war und seit 1870 in Berlin wirkte, zuerst am Wallner-, dann am Deutschen Theater unter Reinhardt und zum Schluß am Lustspielhaus, für unsere Bühne bedeutete, soll hier morgen gesagt werden.

— Der „Salon der Humoristen“ (im Gebäude der Sezeßion, Kurfürstendamm) bleibt bis inkl. Sonntag, den 3. November, geöffnet und zwar am Sonntag von 2 bis 7 Uhr.

— „Der Meisterdieb“, eine Komödie von Kurt Glucke, die Grimms bekanntes Märchen verarbeitet, wurde im Dreslauer Stadttheater beifällig aufgenommen.

— D'Annunzio, Italiens größter Dandy, hat seine neue Tragödie „La Nave“ (Das Schiff) in Triest vorgelesen. Sie soll natürlich das „prachtvollste italienische Schauspiel“ sein. Noch bezeichnender für die lächerliche Kessame, die der Mann der Kravatten treiben läßt, ist die Enthüllung, daß das Manuscript D'Annunzios mit einem schwarzen Seidenband gefestet ist, das ihm ein japanischer Seeoffizier, ein Teilnehmer an der Seeschlacht von Tsushima, gesandt habe, als er vernahm, daß der Dichter die Majestät des Meeres feiern wolle.

— Ein Denkmal Josephine Galmehers, der populärsten Wiener Schauspielerin von ehemals, wurde in Wien enthüllt.

— Wilder Lizians, die bisher für verschollen gelten, wurden in der Münchener Residenz wieder erlarmt. Es handelt sich um römische Imperatorenbildnisse, die keinen besonderen Rang in Lizians Schaffen einnehmen.

— Ein Rousseau-Denkmal. In Montmorency bei Paris, dem idyllischen Ort, an dem Jean Jacques Rousseau durch die Güte der Mme. d'Epinau eine Zufluchtsstätte fand und seine „Neue Heloise“ schreiben konnte, ist ein Standbild des Dichters enthüllt worden. Jean Jacques, der einsame Spaziergänger, der auf seinen träumerischen Wanderungen die Schönheit der Natur entdeckte, ist dargestellt auf einem Gang durch das Feld; eine Blume hat er zwischen den Lippen, trägt einen hohen Stod in der Hand und scheint ganz versunken zu sein in die Wunder der Umwelt, in die er sich aus schmerzlichen Erfahrungen geflüchtet. Das Werk ist von Louis Carrier-Belleuse nach einem Modell seines Vaters ausgeführt. Die nationalistischen Literaturhistoriker haben Rousseau neuerdings herunterzureißen versucht, wobei sie sich freilich aufs ärgste blamierten. Der große Briand, der als echter Apostat alle Gesetze seiner neuen Freunde mitmacht, nahm in der Enthüllungssrede seinen redlichen Anteil daran. Man nennt das mit einem schönen Ausdruck: die Verantwortlichkeit übernehmen.

— Ein Denkmal für Shelley wurde in San Ferenzo bei Spezia (Italien) enthüllt. An der hohen Felsenwand des Golfes, Macerani gegenüber, wo die Brandung an dem Stein sich bricht, gewahrt man das helle Marmorrelief. Es ist ein Werk von Fontana; Prometheus, der Held von Shelleys Dichtung, ist am Werke, in die Wand den Namen Shelley zu graben.

— Die Farbenphotographie im Dienste der Medizin wurde am Mittwoch in einer Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft in interessanter Weise vor Augen geführt. Professor Benda erläuterte das neue Lumidresche Verfahren und wies auf seine Bedeutung für den medizinischen Unterricht und die gerichtliche Medizin hin. Zahlreiche Aufnahmen von Bazillenpräparaten und Krankheitszuständen zeigten, was die Farbenphotographie schon zu leisten vermag. Einer Photographin vom Berliner pathologischen Institut ist es gelungen, auch Negative von den Lumidreschen Aufnahmen zu machen und damit ihre Vervielfältigung zu ermöglichen. Auch davon wurden Proben vorgeführt. Noch bessere Resultate in der Naturtreue der Farbenwiedergabe wurden dem Nidreschen Verfahren nachgerühmt.

— 300 Erdstöße in zwei Jahren. Professor Meroalli, ein italienischer Vulkanforscher, hat in Kalabrien 11 Zentner der seismischen Bewegungen festgestellt, von denen alle die aufeinander folgenden Erdstöße ausgehen. Die letzten beiden Jahre stellen eine Periode einer ganz außerordentlich starken Unruhe der Erde in diesem Gebiete dar. Vom Monat September 1905 bis zum Juli 1907 haben die Apparate der italienischen Observatorien 300 Erderschütterungen registriert, von denen die meisten freilich von der Bevölkerung nicht verspürt wurden.